Wie die Menschen essen lernten.

Von Prof. **Friedrich Koerner.**

Essen und Trinken erhält den Leib, sagt das weise Sprichwort; daraus muß der Kulturhistoriker folgern, daß es die erste hauptsächlichste Sorge der Menschen war, sich das Essen und Trinken bequem zu machen. Reisende und Forscher aller Zeiten gaben daher genau Acht auf die Art, wie ein Volk ißt und trinkt, um daraus auf den Standpunkt der Bildung und Erziehung desselben zu schließen, und fanden sich in ihrer Erwartung getäuscht. Die notwendigsten Bedürfnisse für das, was wir Gesittung und gute Lebensart nennen, sind nicht zuerst befriedigt, und die Vorstellungen von Luxus, feinen Manieren und Anstand waren zu verschiedenen Zeiten stets andere, nicht selten geradezu entgegengesetzte. Die Volkswirtschaftslehrer und wohlbeleibte, in vielfache Wollzeugfutterale eingekapselte Volksfreunde eifern gern gegen Luxus, ohne doch sagen zu können, was er ist, wo er anfängt und das notwendige Bedürfnis aufhört. Ein venetianischer Geschichtsschreiber ereifert sich gegen den Luxus einer Dogenfrau, weil sie mit der Gabel speiste und nicht mit den Fingern zugriff, und gönnt ihr „wegen dieser unnatürlichen Lebensweise" den schnellen Tod, den sie fand. In der Mitte des 16. Jahrhunderts galten Kamine, irdene und zinnerne Schüsseln für Luxus; ebenso schalt man über ungeheure Verweichlichung, Häuser aus Eichenholz zu bauen, weil in den guten alten Zeiten eine Hauswand aus Weidengeflecht allen Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Behaglichkeit genügte. In Schottland untersagten Aebte und Bischöfe den Mönchen den aufkommenden Gebrauch der Gabeln als strafbaren, gotteslästerlichen Luxus, weil die fünf Finger ausreichten, die Speise vom Holzteller in den Mund zu befördern. Wer würde es heute wagen, Messer, Gabel und Löffel einen Luxus, ein Verderbnis der guten Sitte zu nennen? Doch waren diese Abfütterungswerkzeuge bis in's 15. und 16. Jahrhundert unbekannter Luxus, sind erst im letzten Jahrhundert das allgemeinste Kennzeichen der ersten Stufe der Gesittung geworden. Unsere Kinder bekommen Schläge, wenn sie mit den Fingern in den Teller greifen, die „klassisch gebildeten" Griechen, die überfein lebenden Egypter und Babylonier, die Feinschmecker der Römer wußten nichts von dem Luxus eines Messers, einer Gabel, eines Löffels und Tellers.

Indien, China, Egypten, Babylonien gelten mit Recht für die ältesten Kulturländer, die uns an Luxusbedürfnissen nicht nachstanden, nebenbei Pulver, Compaß, Glas, Druckerei, Papier, Weberei und die Anfänge der Wissenschaften entdeckten, aber das Eßbesteck war ihnen unbekannt und heute noch essen die Chinesen mit Stäbchen. Die Namen der Körperteile, die Urbegriffe und Verehrung der Naturkräfte lassen sich aus dem Sanskrit ableiten, aber für Messer, Gabel und Löffel hat diese gedanken- und bilderreiche Sprache kein Wort. Die fein gebildeten Griechen, die jeden falschen Tonfall ihrer Redner und Schauspieler bemerkten, die raffiniert-luxuriösen Römer kannten wohl eine Fleischgabel, an welcher das Fleisch über dem Feuer gebraten wurde, auch die Heu- und Ofengabel, aber nicht die reinliche, bequeme Tischgabel. Die Speisen kamen weich gekocht und vom Zuschneider zerkleinert, der allein im Besitz eines Tranchiermessers war, auf die am Erdboden stehende Tischplatte und wurden von den Speisenden mit den Fingern von der Fleischplatte weggeholt. Brauchte man einen Löffel, so brach man ein Stück von dem kuchenartigen weichen Brode ab, um daraus eine Art Löffel zu kneten, und warf diesen nach dem Gebrauch unter den Tisch. Auf diese unappetitliche Weise speisten Miltiades und Perikles, Aristoteles und Alexander d. Gr., Cäsar und Augustus!

Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts bediente man sich in Italien hier und da in feinen Kreisen der Gabel; doch aßen gewöhnlich Kaiser und Bauer, Papst und Bettelmönch mit den Fingern. Ein Italiener, der sich einige Zeit am Hofe des vielgerühmten, hochgebildeten ungarischen Königs Matthias aufhielt rühmt es diesem als besonderen Vorzug königlicher Würde nach, daß er sich beim Essen mit den Fingern nicht besudele, wie es seinen aufgeputzten Hofleuten zu widerfahren pflege. Ja gegen Ende des 16. Jahrhunderts machte man in dem üppigen Frankreich Satyren auf die Unsitte, mit der Gabel zu essen, wie es damals am Hofe üblich wurde. Die Engländer gaben im 17. Jahrhundert den Italienern den Spottnamen „Zinkenträger", weil sie mit der Gabel aßen, und in dem gut katholischen Spanien war bis vor nicht allzulanger Zeit der Gebrauch der Gabel beim Essen noch nicht überall angenommen worden. Haben ja doch die Apostel und Heiligen auch nur mit den Fingern in die Fleischschüssel gegriffen!

Die deutsche Sprache besitzt ein eignes Wort für das fleischspießende Eßwerkzeug, während die Nordgermanen und Angelsachsen gleich den Romanen sich mit dem lateinischen Worte forca begnügten, womit die Italiener die von ihnen erfundene Tischgabel bezeichneten. Mit richtigem Sprachgefühl nennt der Deutsche die uralte Ofen- und Heugabel Forkel, für die Tischgabel entlehnte er dagegen einen Ausdruck vom Stammwort „geben". Gabel ist ein Werkzeug, mit welchem man gibt, Forkel dagegen ein solches, mit welchem man furcht und bohrt, wie der lateinische Ausdruck das Eingraben mit Gewalt, Hineinstecken und Einbohren bezeichnet.

Im Altertume, im Mittelalter bis tief in die neuere Zeit hinein aß man also kleingeschnittenes Fleisch mit den Fingern, denn Klemm behauptet, daß erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Gebrauch der Tischgabel ein allgemeiner wurde. Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg, Minnesänger und Erzbischöfe aßen wie unsere kleinen Kinder. Nach bediente man sich anfangs nur zweizinkiger Gabeln, nach hundert Jahren dreizinkiger und noch später vierzinkiger Silbergabeln, deren kurzer Stiel aus verziertem Holz, Elfenbein oder Metall bestand. Es charakterisiert die Römer, daß sie wohl eine Kriegsgabel benutzten, um mit derselben bei angegriffenen Stadtmauern die angelegten Sturmleitern zurückzustoßen, aber ohne Tischgabel schwelgten. Doch hatten sie bei ihren üppigen Gastmahlen wenigstens Servietten, deren die Griechen trotz ihrer hohen Kultur entbehrten, daher die beim Speisen beschmutzten Finger an Brodkrumen abwischten und diese unter den niedrigen Speisetisch warfen, wohin sie auch die Knochen beförderten, damit ein Diener nach dem Mahle diese unsauberen Reste hinausfegte. Zu Homer's Zeit aß jede Person an einem besonderen Tischchen, später legte er sich vor einen niedrigen Tisch, und noch später umlagerte die ganze Tischgesellschaft auf Polstern und in schlafrockartigen Tischkleidern den Speisetisch, streckte die Füße abwärts vom Tisch, lehnte sich auf den linken Arm, ließ oft den nackten Vorderleib sehen und wechselte bei verschiedenen Gerichten ohne Umstände die Kleider, wenn sie beschmutzt waren von Fett und Fleischresten.

Bei so mangelhafter Tischeinrichtung mußten auch besondere Tischgebräuche entstehen. Ging der Grieche zu Gaste, so kleidete er sich sehr sorgfältig, badete und salbte sich und band sich die schönsten Sohlen unter die Füße. Ehe man sich dann zu Tisch legte, ließ man sich die Sohlen abnehmen, welche ein Diener in Verwahrung nahm, wie bei uns Hut und Ueberrock, worauf ein anderer Sklave Wasser zum Waschen der Hände und Füße reichte. Um sich die Finger an den heißen Speisen nicht zu verbrennen, zog man Fingerringe als Eßhandschuhe an, wusch sich nach den Speisen, parfümierte sich, denn nun begann als Nachtisch das Trinkgelag, weshalb vorher Krüge zum Mischen des Weines mit Wasser verteilt wurden. Es erschienen Flötenspielerinnen und Mädchen (Genossinnen oder Hetären), man gab sich allen Ausschweifungen und Uebermaß hin, bis man am Morgen, von Fackelträgern und Flötenspielern begleitet, seiner Wohnung zuwankte, noch immer Haupt, Brust, auch wohl Arme und Beine mit Myrthen, Rosen, Veilchen, Epheu und Kränzen umwunden. Dies waren die Gelage (Symposien) der Griechen, an denen die angesehensten Männer Teil nahmen. Sokrates stand in dem Rufe, am meisten trinken zu können und doch nüchtern zu bleiben.

Die phantasiearmen, reichen und doch rohen Römer nahmen mit der griechischen Literatur auch diese Sitte an und bildeten sie bis zum wahnsinnigsten Luxus aus, da Völlerei und sinnlose Verschwendung zum guten Tone der feinsten Gesellschaft gehörten. Man lag auf fußhoher Unterlage von Rosenblättern, färbte Schafe purpurrot, ehe man sie schlachtete, legte auf dem Hausdache einen Fischteich auf Türmen Gärten an. Schwelger aßen Zungen abgerichteter Vögel, weil sie sehr teuer waren, zerstießen kostbare Perlen und streuten das Pulver in den Wein, damit ein Glas voll Hunderttausende von Thalern koste. Bei einem Gastmahle Alexander's des Großen tranken sich 41 Gäste zu Tode, und Kaiser Vitellius war der größte Fresser, den es je gegeben, der in vier Wochen für 48 Millionen Thaler verfraß und vertrank, selten von Tische aufstand und kein Gericht unter 24,000 Thaler Wert anrührte. Aehnliche Völlerei herrschte gegen Ende des Mittelalters und noch später an den Fürstenhöfen, an denen man besondere Säufer hielt, um durch sie jeden Gast unter den Tisch trinken zu lassen. Ekelhafte Völlerei, Rohheit, schamloses Schuldenmachen und Unwissenheit galten damals für einen Vorzug der höchsten Stände, und stete Trunkenheit ehrte man als Tüchtigkeit. Doch fehlte es diesen von Sammt, Goldstoff, Stickerei und Schmuck strotzenden Fürsten an Hemden und Taschentüchern.

Das klassische Altertum verliert seinen Glanz, es erblaßt die phantasiereiche Romantik des Mittelalters, wenn man sich an einen Mittagstisch der hohen und höchsten Herrschaften versetzt denkt. Soviel die Griechen auch in Kunst und Wissenschaft geleistet haben, so ist das moderne Leben doch ein menschlicheres, da unsre Bildung darin besteht, daß man sich auch bei Befriedigung der tierischen Bedürfnisse der Beihilfe verschönernder Kultur bedient. Man schließt gewiß nicht fehl, wenn man meint, daß jene Ausartungen der Unzucht dem Mangel an bequemem Tischgerät zuzuschreiben sind. So lange es sich mit der Würde des Menschen zu vertragen scheint, daß er wie das Tier mit den Fingern in die Schüssel greift, sich halb nackt zu Tische legt, Schmutz und Unrat um sich herum anhäuft, kann es keinen Anstoß erregen, sich jeder Völlerei hinzugeben.

Gabel, Löffel, Messer, Tischtuch, Serviette und zahllose andere unscheinbare Kleinigkeiten sind die Höhenmesser der allgemeinen Sittlichkeit, des anständigen öffentlichen und geselligen Lebens. Sehen wir uns daher auch nach Löffel und Messer um! Die Alten aßen keine Suppen, brauchten daher keine Löffel. Etwaige Saucen wischte man mit Brodkrume auf, um diese dann abzusaugen. In Asien und Egypten, wie auch bei den altnordischen Völkern bildete der Löffel aus Kupfer oder Edelmetall eine Nebenform der Trinkschale, doch die Römer kannten den Schöpflöffel oder die Schöpfkelle als Küchengerät, von denen die kleinere schlöffelartige Sorte ligula hieß, die andere von muschelförmiger Gestalt und mit einer Spitze zum Aufbrechen der Eier-, Schnecken- und Muschelschalen nannte man cochlear d. h. deren Krümmung, Muschelbiegung. Bei den Nordgermanen hieß der Löffel ursprünglich Spon oder Spoon, verwandt mit Span, weil man ihn aus Holz schnitzte. Da man aber auch mit und an dem Löffel schleckte, schlürfte, leckte und lippte, so erhielt er den Namen Löffel, d. i. Lecker und Schlürfer. Im bairischen Franken benennt man die Höhlung der Pfanne und des Löffels mit Laffen als Bezeichnung des Ortes, wohin eine Flüssigkeit läuft, weshalb Laffe soviel als Herumläufer bedeutet. Auch gab es einen besonderen Laffenhandel.

Das Wort Messer bedeutet im Sanskrit und Lateinischen so viel als „Schneider", „Schneidewerkzeug", das deutsche Wort stammt entweder von „metzein", d. h. hauen, schneiden, oder von „maz" (Speise) ab, wogegen das lange Dolchmesser als Waffe Sahs hieß, da es ursprünglich aus Feuerstein bestand. Seit das Messer Werkzeug der Industrie wurde, verdanken wir demselben die Behäbigkeit des häuslichen Lebens. Drechsler, Holzschnitzer, Schuhmacher usw. gebrauchen es, aber auch der Arzt, um zu heilen und Gefahr gewaltsam zu entfernen. Mit dem Messer tritt die kulturgeschichtliche Bedeutung des Eisens am sichtbarsten hervor, daher ist die Geschichte des Messers ein Miniaturbild der Geschichte der Kultur und des industriellen Lebens, hat es an der Entwickelung der modernen Industrie den regsten Anteil genommen. Die hochgebildeten Römer kannten, da sie im Luxus der Küche es am weitesten gebracht hatten, das große Vorlegemesser des Vorschneiders, aber nicht unser Tisch- und Taschenmesser. Die Völker der Südsee bedienten sich, ehe sie europäische Messer erhielten, der Muscheln, gespaltener Rohrstengel und der Fischzähne, wenn sie etwas zerschneiden wollten. Die amerikanischen wilden Völker, sowie die des alten Europa's suchten Feuersteine, schärften dieselben, banden sie zwischen Holzstäbe oder durchbohrten sie, um einen Stiel in die Oeffnung zu stecken, und schufen sich damit die Messer, Dolche und Streitäxte des sogenannten Steinalters. Erst im Mittelalter erhielt das Messer eine große Bedeutung und die Zunft der Schwertfeger und Messerschmiede wurde eine sehr angesehene, weil Adel und Bürger in den kriegerischen Zeiten guter Waffen, die Handwerker stählerner Schneidewerkzeuge bedurften.

Das Handwerk der Messerschmiede war eines der ersten, welches sich zu einer fabrikmäßigen Arbeit erweiterte, indem es Maschinen und die Ergebnisse der Chemie bei der Stahlfabrikation benutzte. Die fortschreitende Civilisation steigerte den Verbrauch von Schneidewerkzeugen und erfand eine Menge besonderer Art für die einzelnen Handwerker; denn erst die Vervollkommnung der Werkzeuge ermöglicht den Fortschritt in der Erzeugung und im Handwerk selbst. Das Messer trat tonangebend ein in die moderne vielgestaltige Industrie, entwand sich den engen Schranken der Zunft und wurde Apostel der Gewerbefreiheit. In den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts verstand man bereits Messer und Gabeln zu gießen, und nach wenigen Jahren verfertigte der Engländer Boll Messer und Gabeln durch Walzen. Fabriken entstanden in allen Ländern und nahmen mit jedem Jahrzehnt an Umfang zu, führten verbesserte Methoden ein und trafen zweckmäßigere Einrichtung für Arbeit und Vertrieb. Die Arten und Unterarten der Schneidewerkzeuge mehrten sich, Tausende von Arbeitern fanden ihren Unterhalt durch Anfertigung von uns unentbehrlichen Bedürfnissen, welche weder die weltbeherrschenden römischen Kaiser bei allem verschwenderischen Luxus, noch die gewaltigen deutschen Kaiser in ihren prachtvollen Pfalzen kannten. Jetzt mag nicht einmal der indianische und sibirische Jagdnomad, der ärmste Bettler Londons ein Messer entbehren.

Wenige ahnen jedoch, welche Mühe und Arbeit die Herstellung eines Messers und einer Gabel verlangen, da man zuvor den gegerbten (raffinierten) oder Gußstahl verschiedener Bearbeitung unterwerfen muß, je nachdem man härtere oder weichere, spröde oder biegsame Schneidewerkzeuge anfertigen will. Zuerst wird die Klinge mit Hilfe eines Hammers im Rohen vorgeschmiedet und die sogenannte Angel und Scheibe angeschweißt. Hierauf härtet man die Klinge, indem man sie rotglühend macht, dann senkrecht in kaltes Wasser taucht und hierauf wieder so weit erhitzt, bis sie blau oder violett anläuft. Nun wird auf den Steinen der Schleifmühle die Klinge vorgeschliffen, auf der hölzernen oder mit Leder überzogenen Schleifscheibe mit Hilfe des Schmirgels fein und blank geschliffen und endlich auf der Polierscheibe, die man mit Büffelleder überzogen hat, durch geschlämmtes rotes Eisenoxyd poliert. Auch Gabeln schmiedet man erst im Rohen, vollendet Angel und Schaft am Gesenke, macht die Zinken durch den Schlag eines fallenden Hammers, läßt sie dann rot glühen, kühlt sie langsam bei ausgehendem Feuer ab, gibt den Zinken die übliche Krümmung und härtet sie endlich. Wie viel Schweißtropfen kleben an dem blanken Tischgerät! Wie mancher Finger wird zerquetscht, manches Auge erblindet, manche Lunge versagt frühzeitig den Dienst!

Der Unterschied zwischen Altertum samt Mittelalter und der modernen Zeit kann in Bezug auf menschliche Behäbigkeit und Lebensgenuß nicht greller hervortreten als in der Bedeutung, welche für uns Messer und Gabel haben.

Während man das Messer früher nur als Mordwerkzeug betrachtete, hat es der moderne Europäer in ein segensreiches Heilmittel umgeschaffen, um zu beweisen, wie hoch unsere Zeit über jener steht, welche einseitige, geistigarme Gelehrsamkeit immer noch als die vorzugsweise menschliche, humane preist.

Beethoven-Symphonie.

Ein Traum. Von **Hugo Salus.**

Wenn die erhabenen, überirdischen Klänge eines Beethovenschen Meisterwerkes meine erregte Seele zum andächtigen Mitschwingen bringen, wenn ich fromm die Augen schließe, weil ich davon will: dann fangen auf ihrem Grunde alle jene geheimnisvollen Kräfte zu leben an, die sie als die Seele eines Künstlers mitbekommen hat. Ein schöpferischer Drang erfüllt meine Brust, der letzte Druck weicht von mir und ein unbeschreibliches Schaffensglück läßt mich, dessen Kunststoff unsere reiche Sprache ist, Worte bilden und zum Reigen vereinen, bis daß ich ganz Seligkeit und über alle Erdenschwere erhaben bin. Diese Worte versuche ich dann wohl später in einsamen Stunden des Nachschaffens festzuhalten; ich versuche es — aber es ist mir leider noch niemals gelungen, sie ganz zum Wiederklingen zu bringen, sie bleiben immer irdisch. Du heiliger Beethoven hast mit deinen ewigen Klängen alles schon ausgedrückt, was himmlische Gestalt verlangte.

Und darum wage ich auch heute nicht, den Namen jener Symphonie zu nennen, der ich dies Seelenerlebnis verdanke, das ich jetzt in Worte bannen will. Es wäre mein höchstes Glück, wenn Ihr aus meiner tastenden Sprache erkennen würdet, welche Klänge sie nachzubilden versucht.

* * *

Das aber war im zehnten Kriegsjahre vor Troja, Achilleus, der Sohn des Myrmidonenkönigs Peleus und der Meeresgöttin Thetis, der Urenkel des Zeus, hatte all die Jahre her Wunder der Tapferkeit vollbracht. Er hatte mit seinem Jugendfreunde Patroklos alles getan, was einen Helden von göttlicher Herkunft für alle Zeiten auszeichnet; er hatte Theben erobert, und die schöne Chryseis, die Tochter des Hohenpriesters Apolls, war dem Griechenkönig Agamemnon zur Beute geworden. Da grollte Apollon den Griechen und er wütete neun Tage lang mit seinen Pfeilen gegen das Griechenlager. Seine donnernde Wut legte sich erst, als Chryseis ihrem Vater zurückgegeben ward; Agamemnon aber entführte an ihrer Statt dem Achilleus seine Lieblingssklavin Briseis, und Athene, die Göttin, hielt Achill an seinen Locken zurück, daß er Agamemnon nicht an seiner Frevelat hindern konnte. Nun grollte Achilleus, daß er sich in seinen Haß gegen den Oberkönig einhüllte; er ist jetzt nur Haß und Groll, dumpfe Wut und Empörung, und seine Mutter, die Göttin Thetis, muß zu Zeus, dem Götterfürsten, emporsteigen, daß er jetzt den Trojanern, den Feinden, den Sieg verleihe, bis Agamemnon sein Unrecht gebüßt.

Dem Grolle des Griechenhelden aber antwortet der Jubel der Trojaner. Sie wissen, daß Apollon, der Gott, ihnen Sieg verleiht, sie brechen aus den Toren Trojas, jeder Grieche wird ein Held, der Wunder des Mutes und der Kühnheit vollbringt. Jedoch was fruchtet ihr Mut? Zeus versagt ihnen jetzt jeden Sieg, sie fallen hingemäht von den Schwertern der apollgeschützten Trojaner: denn Achilleus, der Sieger, sitzt, in seinem dumpfen Hasse wütend, doch tatenlos in seinem Zelt. Patroklos aber, sein Jugendfreund, will den Sieg der Trojaner nicht dulden, er erfleht von Achilleus seine glänzende Rüstung, daß er, als Achill verkleidet, den Griechen den Sieg erkämpfe. Er stürmt in der Gestalt des Achilleus gegen die Trojaner. Hektor, der trojanische Königssohn, stellt sich ihm entgegen und tötet ihn, weil Apollon, der Gott, des Hektors Lanze lenkt, daß sie den Jugendfreund des Achilleus fällt. Jubel, himmelstürmender Jubel der Trojaner...

Dieser Jubel der Feinde, aber mehr noch der Schmerz um seinen hingemordeten Freund weckt den Achill aus seinem brütenden Groll. Jetzt wird sein Haß und seine Wut Feuer und Flamme, jetzt lodert seine Empörung und Blutgier in zuckenden Bränden zum Aether empor: er muß Rache nehmen an den Mördern seines Freundes, er muß kämpfen. Seine Mutter, die Göttin Thetis, bestürmt Hephaistos, den Gott der Gluten, daß er dem Achilleus neue Waffen schmiedet. Der Sohn nimmt nun die neue, gottgeschmiedete Wehr, er umarmt noch einmal die ihm wiedergegebene Briseis, dann besteigt er seinen Kampfwagen, um gegen Troja loszustürmen, Glut in den Blicken, Wut im Herzen, Blutgier im Blute. Und alle Trojaner fliehen, da sie sein Kommen fühlen, alle, nur Hektor nicht, der ihn erwartet.

Und Achilleus naht. Da faßt wahnsinnige Todesangst des heldenhaften Hektor Herz — er flieht, dreimal rast er, ein von allen Göttern Verlassener, um die Mauern Trojas. Aufrecht aber, ein Held, fast selbst ein Gott, der Urenkel des Zeus, der Sohn der Meeresgöttin Thetis, steht Achill in seinem Kampfwagen, dreimal umkreist er die Mauern von Troja, die Stadt der Feinde, die Schutzstadt der Göttinnen Aphrodite und Artemis, der Götter Apollon und Ares. Deren muß Achilleus jetzt gedenken, daß er dahinsaust; er weiß — und streckt sich noch gerader — daß Zeus seinem Geschlechte wohl will, daß seine Mutter Thetis ihn schützt, daß die Göttinnen Hera, Athene und Poseidon Feinde der Trojaner sind. Und seine Rosse jagen in gestrecktem Laufe um die Stadt, sie fühlen, daß ein Held, ein Sieger, fast selbst ein Gott, sie lenkt, sie greifen aus, um den Hektor zu erjagen. Da stellt sich der Schützling des Apollon ihrem Herrn, Hektor steht dem Achilleus, er kann ihm nimmer entrinnen, ein Kampf, wie ihn sonst nur Götter kämpfen, entbrennt; dann aber saust Achills Lanze in die Kehle Hektors. Da scharren die Rosse, und ihr Wiehern ist ein Jubeln, Achilleus ist vom Wagen gesprungen, er durchbohrt die Füße des gefällten Hektor, bindet ihn mit Riemen an seinen Wagen und nun — — schleift er den Gefällten, den Feind, noch einmal um die Mauern von Troja, der Jubel der Griechen umbraust sein Gefährt...

Leise, leise, aber mit einer Melodie, wie er sie nie gehört, mit Mitleids- und Trauerklängen, wie er sie nie geahnt, mit Tönen, die nicht von dieser Welt, aber auch nicht von der Welt seiner Götter sind, schmeichelt sich etwas an seine Ohren. Nie hat er selbst seine Briseis so geliebt, daß er solche Sehnsuchtsklänge vernommen hätte, er war immer ein Herrscher, ein Befehlender. Nun aber scheint ihm die ganze Welt zurückzuweichen, er fühlt sich ihr entfremdet, er schaut in sein Inneres, während er diesen Tönen lauscht, die Götter sind ihm jetzt wie Nebenmenschen, die aber zu Macht und Willkür ausersehen sind... er muß immer wieder nach rückwärts blicken, wie der Schützling des Apollon, der Leichnam seines Feindes über den holprigen Boden schleift... Seine Rosse schreiten jetzt langsam und gebändigt durch die Melodie... ihre Hufe setzen sich fast zögernd zu Boden; und da — —

Helios, der Sonnengott, hat seinen Wagen schon durch das westliche Tor heimgelenkt, ein sanfts Zwielicht ist um Achilleus wie in ihm, die Musik, die sein Ohr umschmeichelt, hat eine heilige Weihe bekommen, seine Augen lauschen erwartungsvoll in das Dämmern ringsum — und da, ihm selbst ein nie geahntes Wunder, sieht er plötzlich neben seinem Wege und alle paar hundert Schritte immer von neuem ein seltsames Gebilde sich in die Luft erheben: einen rohen Holzbalken, über den ein anderer Balken quergelegt ist, und an dem hängt ein nackter, abgezehrter Mensch, scheinbar ein niedrig geborener, abgemühter Mensch mit gesenktem Haupte, mit gebrochenen Augen, aus denen aber ein so überirdisches Wehe, ein so irdisch unirdisches Leid und Mitleid klagt, daß er, Achilleus, der Enkel des Zeus, sich an dem Rande seines Wagens festhalten muß. Er hat noch nie solch einen Schmerz gefühlt, er muß sich umschauen, ob der hingemordete Hektor, der an seinem Wagen über die holprige Erde hüpft, in seinen starren Augen solch ein Leid zeigt, wie der erhöhte Mensch an dem ragenden Holze; und immer wieder und immer wieder steht dieses Kreuz neben seinem Wege, und immer heiliger, immer weihevoller und doch fernher, wie aus einer ewigen Zukunft her, tönt das schlichte, unsäglich traurige und doch sanft schmeichelnde Lied an seine Ohren, als ob dies Kreuz an seinem Wege es flüsternd sänge, das ganz neue, noch ungeborene und doch schon so starke Lied des Menschensohnes, der den anderen Menschen das Heil gebracht.

Diese unendliche, göttliche und doch so ganz anders göttliche, weihevolle Melodie füllt nun das Weltall, eine Melodie, die voll Leids und Schmerzes und doch voll Seligkeit und überirdischen Heiles ist. Die Rosse vor dem Wagen des Achilleus sind jetzt stehen geblieben. Sie lauschen in die Lüfte, als ob auch sie die heiligen Töne verstünden.

„Wie ist mir denn?", murmeln die Lippen Achills, „ich höre ein Wörtlein „Mensch", das Wörtlein „Mensch" klingt aber ganz anders, als ich es bisher gehört. Das Wörtlein „Mensch" klingt mir auf, als wäre es etwas Neues, noch nie Vernommenes!"

Da aber zuckt es oben in den düsteren Wolken, Zeus schleudert einen flammenden Strahl zur Erde nieder, da schnauben die Rosse und jagen wild von dannen, die wieder gespannten Zügel reißen den Achilleus in die Höhe, er schüttelt den unbegreiflichen Traum aus seinen Locken, er ist wieder im Griechenlager und die jubelnden Griechen umringen ihn und heben den Götterliebling aus dem Wagen.

„Heil Zeus, Heil allen Göttern des Himmels, der Erde und der Unterwelt!"

* * *

Da erwache auch ich. Eine überirdische, göttliche Melodie tönt noch in den Lüften nach, sie beben noch in heiligster Erregung, ich fahre mir erwacht über die traumerfüllten Augen.

Eine Symphonie Beethovens ist verklungen...

Puschkin und Lermontow über Napoleon.

Prof. Dr. P. Holzhausen (Bonn) schreibt: Aehnliche Abneigung wie Tolstoi hegte auch Alexander Puschkin gegen Napoleon. Den Beweis hierfür liefert neben mehr gelegentlichen unfreundlichen Erwähnungen des Kaisers in Puschkins Werken das kurz nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena verfaßte Gedicht „Napoleon". Während 1821 eine Schar von Poeten aus allen Nationen sich zusammen fand, um Kränze auf das Heldengrab zu legen, konnte Puschkin den alten Groll nicht vergessen. Als Jünger Lord Byrons vermochte er dem „Mörder der Freiheit" nichts zu vergeben, und als patriotischer Russe vergaß er Moskau nicht. Sein Leichenkarmen ist denn auch weit mehr ein Lob auf das heilige Rußland als eine Anerkennung der Taten des großen Kaisers, dessen Hauptverdienst Puschkin darin sehen will, den Russen den richtigen Weg — „ein gar hohes Los", wie er's nennt — gewiesen zu haben. — Erheblich freundlicher steht dem großen Korsen ein anderer russischer Lyriker Michael Jurjewitsch Lermontow, gegenüber. Der 1814 geborene Lermontow hatte eben die Schrecken von 1812 nicht wie Puschkin selbst noch erlebt. Ferner ist ein alter Offizier der Kaisergarde, Capet mit Namen, der 1812 gefangen und in Rußland geblieben war, des Dichters Erzieher gewesen. Auch Lermontow war russischer Patriot — sein Gedicht „Borodino" bezeugt das — aber dem Toten von St. Helena hat er ergreifende Verse gewidmet:

Er war des Zufalls Kind, es glich sein Sterben
Der Elemente rätselhaftem Drang,
Und ein Geheimnis bleibt sein Seelenleben,
Der Aufgang seines Sterns und Niedergang.

Und in einem anderen Gedichte:

Kalt hört dein Geist der Nachwelt Schmähn und Loben,
Du, Mensch des Schicksals, warst der Menschheit Los;
Dich konnte stürzen nur, wer dich erhoben,
Und ewig bleibe das Große groß.

Mit der Ueberführung der Gebeine Napoleons nach Paris und dem Kult, der dort mit der Leiche getrieben wurde, war Lermontow wenig einverstanden:

Und herbes Weh beschleicht mein Herz, daß man so schnöde
Des Toten Ruhe stört und ihn zu ehren wähnt,
Der jahrelang einsam in der Verbannung Öde
Nach [illegible] und Frieden sich gesehnt.

Lermontow findet das umso weniger angebracht, als dasselbe Volk (1814) „mit Sklavensinn" den Helden verraten und dessen Sohn „den Feinden preisgegeben habe".

Litauische Bettler.

Von **Herbert Eulenberg.**

Wo findet man noch solche Bettlerfiguren wie hier in Litauen! Nicht einmal in Spanien mehr. Denn der beste Freund der Armen, die Sonne, sorgt dort, ohne daß sie etwas dafür zu tun brauchen, besser für die unter ihr Hausierenden und erspart ihnen durch ihre Wärme die Hauptsorge, die der Bekleidung, so daß sie sich mit der notwendigsten Bedeckung ihrer Blößen begnügen können. Aber hier im Norden fegt die Kälte reich und arm zerteufelt zu und zwingt diejenigen, die sich im Winter keinen dicken Pelzmantel oder die von den Russen dann unentbehrlichen Gummigaloschen leisten können, zu den seltsamsten entstellendsten Umhüllungen. Mit allen Lappen und zerrissenen Tüchern umwickelt dann der Arme, Männlein wie Weiblein, seine Gliedmaßen, und schmutziges Sacktuch, das er mit Bindfäden festwickelt, muß ihm die Schuhe ersetzen. Seine Beine und Füße bekommen dabei einen Umfang, als ob er die Elefantiasis hätte. Vorhangfetzen, ausgefranste Teppichreste, zerrissene Küchenschürzen, morsche Bettlaken, alles muß, wenn es in den rauhen Winter geht, daran glauben, um diese Gestalten aus der Tiefe mit der wenigen Wärme, die es noch geben kann, vor dem Erfrieren zu schützen. In solcher Vermummung sieht man sie dann vor den Kirchentüren oder an Brücken und Straßenecken sitzen oder liegen. Durch die Löcher ihres Mantels schaut kein Stolz, nur Bescheidenheit und tiefste Armut hervor. Den Hals, als einen der empfindlichsten Teile des Körpers, haben sie mit Resten von Tüchern und Schals umwunden, die besonders die Bettelfrauen gern noch um den Mund und den Kopf drehen; damit ihnen keine Wärme entgeht, hauchen sie ihren Atem in diese Tücher und heizen sich auf diese Weise mit sich selber ein, weil ihnen die eiskalte Welt um sie keine Glut spenden mag. In ihren verfrorenen welken Händen hängt meist ein Rosenkranz, den sie mit der Hoffnung auf ein besseres Dasein, zwischen ihren harten, schwarzen Fingern drehen.

Im Gegensatz zu den Bettlern des Südens, vor allem Italiens, sind die litauischen Bettler selten aufdringlich. Sie liegen meist stumm an den genannten Plätzen herum, ohne uns selbst mit dem Quieken einer verstimmten oder abgespielten Drehorgel zu belästigen und traurig zu machen. Sie lassen nur ihren Jammer für sich reden, der lauter als jedes Klagewinseln spricht, und halten fast erstaunt irgendein Blechkästchen hin, wenn man Miene macht, ihnen etwas zu geben. „Gibt es denn noch Güte unter den Menschen?" scheint ihre Gebärde der Verwunderung ausdrücken zu wollen, und die Inbrunst, mit der sie die Hand eines Wohltäters zum Dank an ihre rauhen Lippen führen, erinnert an die zärtliche Hingebung, mit der sie ihre Heiligenbilder als den Inbegriff und die Verkörperung des Edelmutes und der Milde küssen. Aus dem Blick ihrer von Kummer, Hunger und Kälte gebrochenen Augen, der sich dann unter ihrem graugelblichen, strähnigen Haar zu einem aufschlägt, schießt kein Neid auf den, der es besser hat als sie, die nichts verschenken, die höchstens nur mit ihrem letzten bißchen Blut ihr Ungeziefer füttern können. Auch das genossenschaftliche Gefühl, das manche Bettler anderswo mit dem Dank, den sie uns hinwerfen, zu bekunden scheinen: „Du brauchst nicht stolz zu sein! Wir sind allsamt armselige Geschöpfe," kennt der Arme in Litauen nicht. Nachdem er seinen glühenden Dank von sich gehaucht und uns vielleicht noch als Gegengabe sein Gebet für uns versprochen hat, überläßt er sich gedankenlos weiter seinem dumpfen Hinbrüten über das Leid des Lebens, das ihm mit den Heiligen, mit den „Erlauchten", wie der alte Inder sagte, verbindet.

Man muß sie gesehen haben, diese unförmigen Gestalten des Jammers, wie sie im Winter in ihre wulstigen, schmutzigen Umhüllungen vor den Kirchen Litauens hocken, um sich eine Vorstellung von ihrer malerischen Seltsamkeit machen zu können. Die schlichte, untheatralische Weise, wie sie ihre zusammengestoppelten und gerollten Lumpen und ihre völlige Armut als einen gottgewollten Zustand tragen, hat etwas ungemein Ergreifendes. Manche von ihnen, die auf ihren abgefrorenen Füßen nicht mehr gehen können, werden in unglaublich wackligen Wägelchen von ihren Schicksalsgenossen wie große Kinder vor die Kirchenpforten gefahren. Dort liegen sie, besonders während der Andachten an den Sonn- und Feiertagen, die in Litauen vielfach von morgens acht bis nachmittags vier Uhr oder noch länger dauern, und sind beglückt, wenn ein paar Orgelklänge oder Bruchstücke des Gesangs und der Litanei, als Reihen der himmlischen Herrlichkeit, die dort drinnen vor sich geht, in ihre Ohren dringt. Die Kirche und ihr ins Hohe ziehender Geist, das ist ihnen der Ersatz für die Sonne, die ihnen im Winter oft monatelang nur durch Wolken und Nebel scheint und sie selbst im Sommer in ihren kalten, verfrorenen und verschrumpften Gliedern nicht mehr genügend zu durchglühen vermag. Darum trifft man sie weit häufiger noch als im Süden fast stets in dem Lichtkreis der Kirchen, in denen der Erlöser als der Aermste der Armen am Kruzifixe hängt. Wenn einer von ihnen selbst keinen Rosenkranz mehr besitzt, weil er ihm gestohlen oder von einem Stärkeren abgenommen worden ist, so trägt er wenigstens eine dünne blecherne Marienmünze oder sonst ein heiliges Amulett an einem Bindfaden um seinen Hals oder auf seinem Herzen, die dort langsam wie sein Glaube an ein Glück auf Erden verrosten. Aber die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, das ihnen die Kirche verbürgt, beseelt auch diese letzten menschlichen Wesen. Und wollte man ihnen diese rauben, so würde man ihnen das Lichtlein auslöschen, das ihren finstern Pfad zum Tode erhellt.

Kautschukproduktion im Jahre 1917.

Der Kautschuk ist eines der wenigen Produkte, deren Preis der Krieg nicht beeinflußt hat. Während im allgemeinen die Warenpreise im Jahre 1917 eine starke Hausse zu verzeichnen hatten, blieb der Kautschukpreis fest. Mit Ausnahme einiger Sorten von Madagaskar sank der Kautschuk im Jahre 1917 sogar im Preise. Der Preis des Para Kautschuks der besten Qualität verminderte sich z. B. um 2 Fr. per Kilogramm. Während der ersten drei Kriegsjahre betrug, der „Annual Financial Review" der Times zufolge der durchschnittliche Kautschukpreis 2 Schilling 6 Pence per Pfund gegenüber 4 Schilling 5 Pence per Pfund, während der dem Kriege vorangegangenen drei Jahre. Unzweifelhaft hat sich die Konsumtion im verflossenen Jahre gegenüber dem Jahre 1916 erhöht. Sie wird auf insgesamt 210,000 Tonnen geschätzt (1916 178,000 T.) Diese Verbrauchsvermehrung wurde aber mehr als gedeckt durch die erhöhte Produktion. Der Weltvorrat ist um 20,000 Tonnen größer als 1916. Der Kautschukkonsum nahm stark zu infolge der Bedürfnisse des Krieges und der Entwicklung der Automobilindustrie in den Vereinigten Staaten. Die großen Kautschukfabriken Amerikas bezogen nach Angaben des „Bulletin de la Chambre de Commerce Française" aus London und dem Osten 65,625 Tonnen im Werte von 16 Millionen Lstr. im Jahre 1915; im Jahre 1916 12,500 Tonnen im Werte von 26 Millionen Lstr. und während der ersten fünf Monate 1917 beliefen sich ihre Ankäufe auf 50,446 Tonnen. Die Vereinigten Staaten sind heute der größte Kautschukkonsument der Welt. Im Verhältnis zu den im Jahre 1916 eingeführten Mengen exportierten sie nur für etwa $27,500,000 Kautschukprodukte. Daraus geht hervor, daß der größte Teil der Ankäufe Amerikas an Rohmaterialien für seinen eigenen Verbrauch Verwendung fand. Während die Union im Jahre 1912 ungefähr 250,000 Automobile herstellte, erreichte die Produktion im Jahre 1916 1,000,000 Wagen, wozu etwa 6,500,000 Pneus notwendig waren. Heutzutage wird der Kautschuk in der ganzen Welt in ausgedehntem Maße verwendet. Er ersetzt Leder und andere weniger leicht zu beschaffende Materialien. Es handelt sich um ein verhältnismäßig neues Produkt, dem man erst Mitte des 19. Jahrhunderts Beachtung zu schenken begann. Den größten Konsumenten Union und Kanada (Jahreskonsumtion gleich 155,500 Tonnen) folgen Frankreich mit 10,000 Tonnen, Rußland mit 7000 T., Italien, Spanien und die skandinavischen Staaten mit 5500 Tonnen. Der Kautschuk findet nicht allein in der Automobilindustrie, sondern auch bei der Anfertigung von Soldatenschuhen und Kleidungsstücken Verwendung. Es darf nicht vergessen werden, daß die Zentralmächte, von denen besonders Deutschland, ansehnliche Mengen verbrauchte (ungefähr 20,000 Tonnen) vom Weltmarkte fast vollständig verschwunden sind. Angesichts der Unmöglichkeit, sich durch Vermittlung der Neutralen dieses kostbare Produkt zu verschaffen, mußten sie zu Ersatzmitteln Zuflucht nehmen.

Lasker als Kind. — Der später so bekannt gewordene Abgeordnete Lasker († 1884) zeichnete sich schon als Kind durch seine originellen Fragen und Antworten aus. Eines Tages nahm ihn sein Vater mit zum Friseur, um ihm die Haare schneiden zu lassen. Auf die Frage des Haarkünstlers, wie er sie geschnitten haben wolle, antwortete der Kleine mit einem prüfenden Blicke auf seines Vaters gewaltige Glatze: „So wie Papa — ringsherum länger, in der Mitte gar nichts!" Ein anderes Mal geht er mit seiner Mutter zum Konditor, um eine Tasse Schokolade zu trinken. Kaum haben sie Platz genommen, als ein Offizier eintritt. Er grüßt, legt Mütze und Säbel ab und beginnt dann, seinen Ueberrock auszuziehen. Da fragt Eduardchen mit lauter Stimme: „Mama, will denn der sich hier ganz ausziehen?"